

KAPITEL 1

IM ANFANG IST DIE ERKENNTNIS

Jede Beschreibung der Welt geschieht aus dem Blickwinkel des Menschen. Alles, was gesagt, beschrieben oder dargestellt wird, wurde zuvor von einem Menschen erkannt – „der Mensch ist das Maß aller Dinge“¹, wusste schon Protagoras, ein griechischer Sophist. Die menschliche Erkenntnis ist also das Maß aller Dinge. Verändern wir dieses Maß, verändern wir unseren Blickwinkel, so sehen wir eine andere Welt – ein Blick auf die verschiedenen Weltkulturen und Religionen zeigt uns eindrücklich, dass dieser einzige uns zugängliche Blickwinkel doch sehr verschieden sein kann: Wir sehen die Welt nicht so, wie sie ist, sondern so, wie wir sie anschauen! Unsere Weise des Erkennens bestimmt, was wir sehen und was nicht.

Traditionell umfasst Erkennen Subjekt und Objekt. Im Prozess des Erkennens haben das Subjekt und das Erkennen insofern den Vorrang vor dem Objekt, als ohne Erkenntnis und ohne Subjekt, das erkennt, sich nichts über die Welt aussagen lässt – ohne Erkenntnis ist die Welt nicht. Es gibt, etwas drastisch formuliert, überhaupt keine „Welt an sich“ – es gibt nur eine wahrgenommene bzw. erkannte Welt. Wahrnehmen und Erkennen sind also das, was immer zuerst kommt. Sie bestimmen das Erkannte und schränken das, was erkannt werden kann, ein – *im Anfang ist die Erkenntnis*. Die moderne Kognitionsforschung ist zu ähnlichen Ergebnissen gelangt, wobei sie noch weitergeht und behauptet, dass das Erkennen nicht einfach passiv die Welt misst, sondern diese im Akt des Erkennens sogar aktiv hervorbringt². Mit den Problemen dieser konstruktivistischen Anschauung werden wir uns noch eingehend befassen (siehe Kap. 4.3.8). Wenn wir also etwas über die Welt wissen wollen, müssen wir zuerst wissen, wie die menschliche Erkenntnis die Dinge

„misst“, wie wir die Welt anschauen oder sie gar hervorbringen, und – die wohl interessanteste Frage – ob wir dies auch auf eine andere Art tun könnten und was sich dabei ändert! Die Antwort gleich vorweg: Es gibt eine andere Weise des Erkennens, welche nicht bloß ein anderer Blickwinkel ist, sondern ein gänzlich anderes Erkennen, und letztlich ist es einer der Zwecke dieses Buches, auf diese zu verweisen, denn sie und nur sie ist imstande, die Welt zu *durchschauen* und die Wirklichkeit zu erkennen! Unsere eigentliche Untersuchung beginnt daher in Kap. 2 mit dem Erkennen.

Die Erkenntnis und das Subjekt gehen also dem Objekt voraus, da ohne Erkenntnis und ohne Subjekt, das erkennt, sich nichts über die Welt aussagen lässt. So steht am Anfang der modernen, objektiv sein wollenden Wissenschaft (siehe folgendes Kapitel) die von René Descartes formulierte Grundgewissheit des Subjektes: „Ich denke, also bin ich.“ Wenn ich erkenne, dass ich ein Subjekt bin, wird dieses Subjekt jedoch im Moment des Erkenntwerdens zum Objekt. Auch dem Subjekt geht folglich die Erkenntnis voraus – *im Anfang ist die Erkenntnis*. Doch wenn das Erkennen dem Subjekt vorausgeht, dann kann das Descartesche „Ich denke, also bin ich“ keine Grundgewissheit sein! Ich muss nämlich zuerst erkennen, dass es ein Denken gibt und dass ich es bin, der denkt. Das Erkennen geht also sowohl dem Denken als auch dem „ich“ voraus, das heißt, wenn etwas sicher ist, dann eher, dass es ein Erkennen gibt, als dass es ein Denken oder ein „ich“ gibt! Damit erhalten wir eine neue Grundgewissheit: *Ich erkenne, also ist das Erkennen*. Das Erkennen kann nun auf nichts Weiteres mehr zurückgeführt werden als auf sich selbst, denn *dass* ich erkenne, ist ebenfalls etwas, das ich erkenne. Wir können nun noch ausführlicher oder vollständiger formulieren: *Ich erkenne, dass ich erkenne, also ist das Erkennen*. Mit dieser neuen Grundgewissheit haben wir als Fundament unserer weiteren Ausführungen eine Selbstbezüglichkeit gefunden. Wie wir noch sehen werden, ist nicht nur Selbstbezüglichkeit ein Grundmuster der Wirklichkeit (siehe Kap. 8), auch die „Schöpfung“ beginnt mit einem selbstbezüglichen Schritt (siehe Kap. 8 und 8.1), und moderne Versuche, eine neue Logik zu begründen, bauen ebenfalls auf einen selbstbezüglichen Beginn (siehe Kap. 8.4.1). Das Erkennen kommt also nicht nur am Anfang, es ist auch das Einzige, von dem wir, wenn überhaupt,

sicher sein können, dass es existiert. Vielleicht will jemand dies anzweifeln. Doch der Zweifel an meinen Ausführungen bestätigt paradoxerweise deren Richtigkeit, denn sie zu bezweifeln bedeutet, sie zuvor *verstanden* bzw. ihren Sinn *erkannt* zu haben. Auch dem Zweifel geht also die Erkenntnis voraus – Erkennen ist unbedingt, ohne Ausnahme, immer am Anfang, das Erste.

■ DIE GRUNDGEWISSHEIT

Ich erkenne, dass ich erkenne, also ist das Erkennen.
Im Anfang ist die Erkenntnis.

Erkennen kommt also als Erstes, ist als Einziges sicher und muss auch als Erstes untersucht werden, bevor wir etwas über Subjekt und Objekt herausfinden können – über die Welt, über die Objekte besteht (vorerst) Unsicherheit. Unsicherheit bedeutet, dass wir uns in unseren Wahrnehmungen täuschen und in Erkanntem irren könnten. Die „Grundgewissheit“ dient dazu, dasjenige herauszufinden, was „absolut“ sicher ist, worin also Irrtum und Täuschung ausgeschlossen sind und worauf wir aufbauen können, um etwas über „Gott und Welt“ herauszufinden. Diese Grundgewissheit haben wir im Erkennen gefunden. Das Erkennen zu erkennen bedeutet zwar, dass das Erkennen sich selbst zum Objekt wird, dass wir uns also *eines* Objektes sicher sind. Daraus dürfen wir aber *nicht* schließen, dass wir auch bezüglich anderer Objekte Sicherheit erlangen könnten. Das Erkennen hat nämlich eine Sonderstellung unter den Objekten, weil es im Akt des Sich-selbst-Erkennens zugleich Subjekt und Objekt ist. *Dass* wir erkennen, ist also sicher, doch *was* wir erkennen, ist vorerst unsicher. Und auch hier vorweg: Das Erkennen selbst ist für unsere gewohnte Weise des Erkennens das einzig Sichere. Um Sicherheit in den übrigen Dingen zu erlangen, benötigen wir die andere Weise des Erkennens! (Die Merkwürdigkeit, dass das Erkennen sich selbst zugleich Subjekt und Objekt sein kann, werden wir in Kap. 3 verstehen. Dass das Erkennen sich selbst erkennen kann, bedeutet außerdem, dass Erkenntnis nicht zu hundert Prozent Hervorbringung sein kann, denn im Erkennen des Erkennens finden wir etwas „wahrhaft Seiendes“; siehe Kap. 4.3.8.)

Wir haben noch kaum mit dem Buch begonnen, die Funktionsweise des Erkennens noch nicht untersucht und auch die wesentlichen Zusammenhänge, die sich daraus ergeben, noch nicht vorgestellt – und doch widerlegt schon unsere erste Einsicht, dass das Erkennen als Erstes kommt und als Einziges sicher ist, bereits einige bestehende Anschauungen und vermeintliche Sicherheiten oder entzieht ihnen die Grundlage! Dass die Sicherheit des Subjektes, des „ich“, hinfällig wird, haben wir schon gesehen. Nun will ich noch zeigen, dass, da Erkennen im Geist stattfindet, auch dem Materialismus der Boden entzogen wird. Die Entlarvung des Materialismus soll uns einen Vorgeschmack auf das geben, was noch auf uns zukommt!

Früher wurden Geist und Materie als zwei letzte, unvereinbare Prinzipien angesehen, eine dualistische Sehweise. Wer dem Geist bzw. der Idee das Primat gab, wurde zum Idealisten, wer – wie die Naturwissenschaft – der Materie die Priorität zuschrieb, zum Materialisten. Obwohl wir in neueren Werken zur Naturwissenschaft von der Überwindung des Dualismus und des Materialismus lesen, kann nichts darüber hinwegtäuschen, dass das wissenschaftliche Weltbild nach wie vor materialistisch ist. Der Dualismus wurde nämlich bloß überwunden, indem dem Geist die eigenständige Existenz abgesprochen wird: Geist existiert in diesem Weltbild entweder gar nicht oder wird als ein Produkt oder eine Eigenschaft der Materie angesehen bzw. als so genannte emergente Eigenschaft sich selbst organisierender Materie, welche erst im Verlaufe der Evolution auftaucht (siehe Kap. 8.6). Die Unhaltbarkeit dieser Anschauung ist leicht einzusehen.

„Materie“ ist die Interpretation einer Wahrnehmung, etwas, das wir erkennen – oder zu erkennen glauben. Erkennen geschieht jedoch im Geist, und wenn Erkennen allem vorausgeht, *geht auch der Geist allem voraus!* Und wenn Erkennen das Einzige ist, dessen wir uns sicher sein können, dann können wir auch nur des Geistes sicher sein, nicht jedoch der Materie! Kant hat das so formuliert, dass wir, wenn wir ein Ding wahrnehmen, nur ein Abbild von ihm in unserem Geist haben, die „Erscheinung des Dinges“ („Phänomenon“), worüber wir etwas wissen können, über das „Ding an sich“ („Noumenon“) wüssten wir jedoch nichts³ (siehe auch Kap. 7.2). „Die Welt ist

meine Vorstellung“⁴, drückte dies Schopenhauer aus. Und in unseren Worten heißt das: Die „Welt an sich“ gibt es – krass ausgedrückt – gar nicht, es gibt nur die – in unserem Geist – wahrgenommene oder erkannte Welt.

„Materie“ ist also eine Vorstellung, eine Idee des Geistes. Ob es auch „Materie an sich“ gibt, wissen wir nicht. Dies gilt sogar für die Wahrnehmung unseres eigenen Körpers! Er ist bloß ein Bild in unserem Geist! Dass wir ihm „Festigkeit“ oder Materiehaftigkeit zuordnen, könnte ein Irrtum sein – so wie wir in unseren Träumen uns selbst (meist) auch als mit einem materiellen Körper wie im Alltag ausgestattet wähen, dies nach dem Erwachen aber als Illusion erkennen! Dass es Geist gibt, ist also sicher, ob es auch Materie gibt, bleibt *grundsätzlich* unsicher. Nicht der Geist ist also ein Produkt der Materie, sondern umgekehrt die Materie ein Produkt des Geistes, der Phantasie, möglicherweise sogar ein irriges. „Materie“ ist eine Idee und der Materialismus demzufolge eine Ideologie, die sich als unhaltbar erweist.

1.1 Das Objektivitäts-Postulat

Der Wissenschaft war natürlich von Beginn an klar, dass wir die Welt nicht so sehen, wie sie ist, sondern so, wie wir sie ansehen, und darum waren die Regeln des Erkennens als Erstes festzulegen. Alles, was die Sicht auf die Welt verzerrt, verstellt oder präjudiziert, war möglichst aus dem Weg zu räumen: Die Forderung nach Vorurteilsfreiheit, nach Wertfreiheit, kurz, die Forderung nach Objektivität wurde als *das* grundlegende Postulat der Wissenschaft aufgestellt. Nun ist es aber so eine Sache mit der Objektivität. Sie ist sicher ein ehrenwertes Bestreben und sie deckt sich teilweise mit unserem Vorgehen. Sie hat jedoch ein paar Tücken, an denen sie sich gleichsam selbst erhängt. Erstens ist die Forderung nach Objektivität selbst subjektiv und damit in sich widersprüchlich. Zweitens ist sie in letzter Konsequenz nicht erfüllbar. Drittens wurde beim Vollzug immer

wieder derselbe verhängnisvolle Fehler gemacht: Der richtigen Einsicht, dass Unsicheres (Annahmen, Behauptungen, Ansichten, Glauben usw.) nicht vorausgesetzt werden darf, folgte die falsche Handlung, das ebenfalls unsichere Gegenteil vorauszusetzen anstatt den Sachverhalt offen zu lassen – eine subjektive Sicht wurde so nicht durch eine objektive, sondern durch eine andere subjektive Sicht ersetzt!

Die Forderung nach Objektivität kann selbst nicht objektiv begründet werden; es handelt sich um eine subjektive Wahl, um einen wertenden Entscheid. Der Glaube, man könne die Welt vorurteilsfrei ansehen, ist selbst ein Vorurteil, eines, mit dem wir uns notabene selbst hineinlegen. Das Postulat der Wertfreiheit ist selbst wertend usw. Diese innere Widersprüchlichkeit hat sogar der Molekularbiologe und Medizin-Nobelpreisträger Jacques Monod, ein vehementer Vertreter der Objektivität, erkannt und zugegeben. In seinem berühmten gewordenen „Zufall und Notwendigkeit“ (die Unhaltbarkeit des Prinzips „Zufall“ zeige ich in Kap. 4.3.3) schrieb Monod 1970:

In dem Augenblick, wo die Forderung der Objektivität als der notwendigen Bedingung für jegliche Wahrheit der Erkenntnis erhoben wird, wird eine radikale Trennung zwischen den Bereichen der Ethik und der Erkenntnis eingeführt. [...] Dieses „erste Gebot“, durch das die objektive Erkenntnis begründet wird, ist selbst nicht objektiv und kann es nicht sein: Es ist eine moralische Regel, eine Verhaltensvorschrift. [...] Die wahre Erkenntnis kennt keine Wertung, doch um sie zu begründen, bedarf es eines Werturteils oder vielmehr eines wertenden Axioms. Die Aufstellung des Objektivitäts-Postulates als Bedingung wahrer Erkenntnis stellt offensichtlich eine ethische Entscheidung und nicht ein Erkenntnisurteil dar, denn dem Postulat zufolge konnte es vor dieser unausweichlichen Entscheidung keine „wahre“ Erkenntnis geben.⁵

Die Paradoxie der Forderung nach Objektivität kommt in den Zeilen Monods wohl genügend klar zum Ausdruck. Erstaunlich bleibt dabei, dass keinem auffiel, dass allem, was auf einem subjektiven Entscheid aufbaut, dieselbe Subjektivität anhaftet und allem, was auf einem

Wert aufbaut, derselbe Wert!

Die Forderung nach Objektivität ist an sich schon nicht zu erfüllen, denn sie bedeutet einerseits, das Subjekt, und das ist der Mensch, vom Erkenntnisprozess auszuklammern. Dies ist ein Ding der Unmöglichkeit – es gibt keine Erkenntnis ohne Subjekt. Auf die Absurdität dieses Versuches verwies (Jahrzehnte vor Monod!) schon Erwin Schrödinger, „als er feststellte, dass eine vom Subjektiven völlig gereinigte Objektwelt *eben deswegen* nicht mehr beobachtbar wäre“⁶. Andererseits stellten wir im vorigen Kapitel fest, dass wir über die Objekte an sich überhaupt nichts wissen können, bloß über deren Abbild in unserem Geist. Erkenntnis ist also an sich grundsätzlich subjektiv, „objektive Erkenntnis“ ist ein Uding! Auch die neuere Kognitionsforschung, somit die Wissenschaft selbst, bestätigt, „dass das uralte Ideal der Objektivität [...] eine Schimäre ist“⁷ (siehe Kap. 4.3.8). Mit der Forderung nach Objektivität wurde also eine unerfüllbare Paradoxie ins Fundament der Wissenschaft gepflanzt!

Der Versuch, objektiv zu sein, muss im Wahnsinn enden. Wenn ein Subjekt versucht, sich selbst aus dem Erkenntnisprozess abzuspalten, aber als erkennender und handelnder (spaltender) Teil erhalten bleibt, so resultiert zwangsläufig eine Spaltung des Subjektes – das Resultat ist Schizophrenie, Wahnsinn. Die aktuelle Lage des Planeten (u. a. sterben täglich 160 Tier- und Pflanzenarten aus⁸) scheint dieses Ergebnis zu bestätigen: Muss eine Spezies wie der Mensch, die ihre eigenen Lebensgrundlagen zerstört – und es weiterhin tut, auch nachdem sie es erkannt hat –, nicht als wahnsinnig bezeichnet werden?

Objektivität ist also nicht zu erreichen, zumindest nicht auf dem Weg der Ausklammerung oder gar Abspaltung des Subjektes. Wir werden später sehen, dass Objektivität gerade auf dem gegenteiligen Weg zu erreichen ist, sprich durch Vereinigung von Subjekt und Objekt oder besser gesagt durch das Aufheben oder Überwinden der Grenze zwischen den beiden (siehe Kap. 5).

Auch im Vollzug des Objektivitäts-Postulates hatten die Wissenschaftler keine glückliche Hand. Sie lehnten vor allem unsichere religiöse Behauptungen ab, die nicht bewiesen, sondern bloß dogmatisch behauptet wurden (Gott, Schöpfung, Weltverlauf nach Plan, Seele, Leben nach dem Tod usw.). Diese Haltung wäre an sich

korrekt, trotzdem passierte beim Formulieren der Voraussetzungen für die wissenschaftliche Arbeit bzw. für die Theorien ein folgenreicher Fehler. Statt die unsichere Behauptung abzulehnen und eine Entscheidung über Existenz und Nichtexistenz des Behaupteten *offen* zu lassen, also *nichts* vorauszusetzen, wurde das Gegenteil, die Nichtexistenz des Behaupteten, vorausgesetzt. Die Nichtexistenz von irgendetwas lässt sich jedoch *weder erfahren noch beweisen*, ist also ein reiner Glaube! Dass das Postulat der „Objektivität“ der Natur – dass sie dem Zufall und nicht einem (göttlichen) Plan folge – ein Glaube und unbeweisbar ist, führt Monod gleich selber aus:

Grundpfeiler der wissenschaftlichen Methode ist das Postulat der Objektivität der Natur. [...] Diese[s] ist ein reines, für immer unbeweisbares Postulat, denn es ist offensichtlich unmöglich, ein Experiment zu ersinnen, durch das man die *Nichtexistenz* eines Projektes, eines irgendwo in der Natur angestrebten Zieles beweisen könnte.⁹

Etwas vorauszusetzen, das wir nicht oder nicht genau wissen – z. B. dass die Natur einem Plan folge –, ist ein Vorurteil und eignet sich nicht zur seriösen Erarbeitung von Wissen. Etwas vorauszusetzen, das wir nicht wissen und *nicht einmal wissen können* – z. B. dass die Natur *nicht* einem Plan folge –, ist aber mindestens ein ebenso „schlimmes“ Vorurteil! Alle Postulate, die etwas negieren bzw. die Nichtexistenz von irgendetwas behaupten, sind weder erfahrbar noch beweisbar noch wissbar und haben darum nichts zu suchen in wissenschaftlichen Theorien oder deren Voraussetzungen! Der Tragweite dieses Problems habe ich mit dem Positiv-Postulat besondere Rechnung getragen (siehe Kap. 4.3.2). Postulate, die etwas negieren, beruhen auf *Nichtwissen*, sie sind Glaube, sie sind subjektiv, sie sind wertend, sie sind Ideen – und bergen die Gefahr in sich, zu Ideologien zu werden. Sie ersetzen ein altes, häufig religiöses Vorurteil lediglich durch ein neues, entgegengesetztes Vorurteil. Es ist allerdings verständlich, dass die Wissenschaft in diese Falle tappte. Sie entstand in Opposition zu Religion und Kirche und war daher nicht wirklich objektiv, sondern antireligiös bzw. antikirchlich. Und so ist die „eisige, verlorene Welt“, in die uns Monod verweist, indem „er

den Menschen aus der Nestwärme der Ideologien verjagt“¹⁰, nicht etwa die Befreiung von ideologischen Fesseln, sondern einfach eine neue – wenngleich sicher weniger starre – Ideologie, die er den alten gegenüberstellt. Statt alte durch neue Ideologien zu ersetzen, sollten wir es lieber aufgeben, überhaupt Ideologien zu haben. Wir wollen wissen, wie es wirklich ist – nur mit einem *offenen Geist* haben wir eine Chance, die Wirklichkeit zu erkennen. Darum ist der Reduktionismus aufzugeben: Unter mehreren Lösungswegen oder -möglichkeiten sind *alle* zu prüfen, nicht nur die (scheinbar) einfachen! Die Forderung nach Objektivität ist also zu modifizieren – zum *Postulat des offenen Geistes*, das ich anschließend vorstelle. Dieses Postulat soll nicht bloß eine neue Grundlage für die Wissenschaft bilden, ich empfehle es generell als geistige Grundhaltung.

1.2 Das Postulat des offenen Geistes

Alles Erkannte ist wie gesehen unsicher und darum sollten wir unseren Geist für alles offen halten. Dass wir bloße Behauptungen, seien sie religiöser oder anderer Art, nicht voraussetzen dürfen, wenn wir nach Wissen streben, ist unbestritten. Doch das Gegenteil solcher Behauptungen dürfen wir auch nicht voraussetzen, da dies nämlich ebenfalls bloße, unsichere, im Falle von Negationen sogar unwissbare oder unbeweisbare Behauptungen sind – *wo wir nichts wissen, sollten wir unseren Geist für alle Möglichkeiten offen halten.*

Jedes Axiom, jedes Postulat, jede Methodenwahl, kurz jede Voraus-Setzung in der wissenschaftlichen Arbeit ist eine subjektive Wahl, ein wertender Entscheid und darum ein Vor-Urteil. Jede Voraus-Setzung schafft ein Präjudiz über das Bild der Wirklichkeit, das wir erhalten können. Jede Voraus-Setzung gibt uns zwar eine Leitlinie, wie wir Wissen erarbeiten können (bzw. sollen), ist jedoch zugleich immer auch eine *Einschränkung* der Möglichkeiten, die Welt zu erforschen. Jede Voraus-Setzung zur Erlangung von Wissen pflanzt schon von Beginn an *Unvollständigkeit* ins Programm – die

Wissenschaft will a priori nicht die ganze Welt erforschen, sondern bloß die „halbe“: Sie befasst sich nur mit jenen Teilbereichen, die durch ihre Axiome, Postulate, Methoden usw. eingegrenzt werden. Und so ist die wissenschaftliche Wahrheit in gewissem Sinne nur eine Halbwahrheit. Die Welt ist jedoch ein Ganzes und kein Halbes und kann niemals mit Halbwahrheiten verstanden werden. Halbe Wahrheiten vermögen jedoch, da sie im Allgemeinen schwerer zu durchschauen sind als Unwahrheiten, unsere Weltsicht stärker zu verzerren als diese.

Die Unsicherheit des Erkannten zeigt sich in der Wissenschaft darin, dass Theorien nur mit Sicherheit widerlegt (falsifiziert), nicht aber bewiesen (verifiziert) werden können. Wir können, so machte erstmals Karl Popper in seiner *Logik der Forschung* geltend, von einer Theorie nie mit hundertprozentiger Sicherheit wissen, dass sie stimmt, weil wir sie niemals für alle möglichen Fälle – und das sind immer unendlich viele – testen können. Sie kann zwar aufgrund zahlreicher Bestätigungen und erfolgreicher Voraussagen „bewährt“ sein, nicht aber „wahr“ – eine Theorie ist grundsätzlich nicht verifizierbar. Theorien können nur mit Sicherheit falsifiziert werden, wenn z. B. verbesserte Messmethoden, unerwartete Entwicklungen oder neu entdeckte Phänomene ihre Fehler, Schwächen oder Grenzen ans Tageslicht treten lassen (wie dies bisher immer der Fall war). Der Volksmund sagt zwar „Ausnahmen bestätigen die Regel“, doch spiegelt dies nur unsere mentale Trägheit und den Unwillen, die Regel aufzugeben oder abzuändern. Ausnahmen widerlegen nämlich die Regel – Ausnahmen falsifizieren eine Theorie, zumindest deren Allgemeingültigkeit. Und so werden weiterhin alle Theorien an den Punkt ihrer Widerlegung kommen, bis die Wissenschaft es aufgibt, bloß die halbe Welt erforschen zu wollen und dazu übergeht, ihren Blickwinkel der ganzen Wirklichkeit zu öffnen. Doch dazu muss sie das Objektivitäts-Postulat ersetzen durch das Postulat des offenen Geistes sowie aufhören, Vorurteile durch die gegenteiligen Vorurteile zu ersetzen!

Wenn Wissenschaft, ja grundsätzlich jede Art von Wissenserwerb, Handlung, Kommunikation usw. ohne eine begrenzte Anzahl von Voraussetzungen unmöglich ist, dann sind diese *auf das unverzichtbare Minimum zu beschränken* und möglichst klar zu umreißen.

Bei ihrer Formulierung ist das Positiv-Postulat zu beachten, das heißt, sie sollten keine Negationen enthalten (siehe Kap. 4.3.2). Andererseits müssen wir uns immer, wegen der Unsicherheit des Erkannten, der Möglichkeit bewusst bleiben, dass sie vielleicht falsch sind und geändert werden müssen, wenn Erkenntnisse ihnen widersprechen: Voraussetzungen dürfen immer nur provisorischen Charakter haben.

Die Bereitschaft, die eigenen Ansichten bei widersprechenden Erkenntnissen zu modifizieren, verlangt einen *offenen Geist*. Das Postulat des offenen Geistes stellt hohe Ansprüche an den Menschen, hat jedoch unbedingt an die Stelle des nicht erfüllbaren Objektivitäts-Postulates zu treten. Nur ein Mensch mit offenem Geist ist wahrhaft lernfähig!

DAS POSTULAT DES OFFENEN GEISTES

Wo wir nichts wissen, sollten wir unseren Geist für alle Möglichkeiten offen halten. Für die wissenschaftliche Arbeit gilt: Voraussetzungen sind grundsätzlich subjektiv und wertend. Sie dürfen daher immer nur provisorischen Charakter haben. Ihre Anzahl ist möglichst gering zu halten. Bei ihrer Formulierung ist das Positiv-Postulat zu beachten. Wenn Erkenntnisse ihnen widersprechen, sie als falsch, unvollständig oder sonstwie revisionsbedürftig erweisen, müssen wir bereit sein, sie zu korrigieren, zu ergänzen, zu ersetzen oder fallen zu lassen.

Wäre das Objektivitäts-Postulat in der Wissenschaft wirklich ernst genommen worden, so hätte von alleine daraus das Postulat des offenen Geistes werden müssen. Denn das Objektivitäts-Postulat ist streng genommen das einzige Postulat, auf das nicht verzichtet werden kann. Ist es aber einmal aufgestellt, so ist sofort jede weitere Voraus-Setzung, jede Methodenwahl usw. nicht mehr objektiv. Jede Annahme, jede Voraussetzung, die dennoch aufgestellt wird, müsste dann immer das Etikett „vorläufig, da nicht objektiv“ erhalten.

Das Objektivitäts-Postulat führte zu einer Spaltung der Wirklichkeit in eine Welt „da draußen“, die es zu erforschen galt, und eine Welt „da drinnen“, die es auszuklammern galt. Erforschen können

wir aber wie gesehen niemals die Welt „da draußen“ – die Welt an sich –, sondern nur, was wir „in uns drinnen“ von ihr wahrnehmen und erkennen – die Erkenntnis geht der Welt voraus. Nun wollen wir also, bevor wir uns dem Subjekt und der Welt zuwenden, im folgenden Kapitel ansehen, wie das Erkennen funktioniert.

ANMERKUNGEN

Für alle Zitate im ganzen Buch gilt: Einfügungen und Auslassungen in eckigen Klammern erfolgen durch den Autor. *Kursive Textteile* entsprechen, wo nicht anders vermerkt, dem Original.

Kapitel 1

- 1 zitiert in Hans Joachim Störig: *Kleine Weltgeschichte der Philosophie*, S. 147
- 2 siehe z. B. Francisco J. Varela / Evan Thompson / Eleanor Rosch: *Der mittlere Weg der Erkenntnis*
- 3 Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, Zehntes Kapitel, S. 188ff
- 4 erster Satz im Hauptwerk von Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, zitiert in Wilhelm Weischedel: *Die philosophische Hintertreppe*, S. 224; ebenfalls zitiert in Hans Joachim Störig: *Kleine Weltgeschichte der Philosophie*, S. 505
- 5 Jacques Monod: *Zufall und Notwendigkeit*, S. 152ff
- 6 Paul Watzlawick (Hrsg.): *Die erfundene Wirklichkeit*, S. 160
- 7 Francisco Varela: *Der kreative Zirkel*, in Watzlawick, op. cit., S. 308
- 8 Sibylle Spengler: *Öffnen wir unseren Politikern die Augen*, Rundschreiben von Greenpeace Schweiz vom 15.05.2000
- 9 Jacques Monod: *Zufall und Notwendigkeit*, S. 36f
- 10 Monod, op. cit., hinterer Buchdeckel